

**SÜDWESTRUNDFUNK  
SWR2 AULA – Manuskriptdienst**

**Im Würgegriff der Ökonomie  
Passen Geld und Wissenschaft zusammen?**

Autor und Sprecher: Professor Jochen Hörisch \*  
Redaktion: Ralf Caspary  
Sendung: 20. Januar 2013, 8.30 Uhr, SWR 2

---

**Bitte beachten Sie:**

*Das Manuskript ist ausschließlich zum persönlichen, privaten Gebrauch bestimmt. Jede weitere Vervielfältigung und Verbreitung bedarf der ausdrücklichen Genehmigung des Urhebers bzw. des SWR.*

*Mitschnitte auf CD von allen Sendungen der Redaktion SWR2 Wissen/Aula (Montag bis Sonntag 8.30 bis 9.00 Uhr) sind beim SWR Mitschnittdienst in Baden-Baden für 12,50 € erhältlich.*

*Bestellmöglichkeiten: 07221/929-26030*

**Kennen Sie schon das neue Serviceangebot des Kulturradios SWR2?**

*Mit der kostenlosen SWR2 Kulturkarte können Sie zu ermäßigten Eintrittspreisen Veranstaltungen des SWR2 und seiner vielen Kulturpartner im Sendegebiet besuchen. Mit dem Infoheft SWR2 Kulturservice sind Sie stets über SWR2 und die zahlreichen Veranstaltungen im SWR2-Kulturpartner-Netz informiert. Jetzt anmelden unter 07221/300 200 oder [swr2.de](http://swr2.de)*

*SWR2 Wissen/Aula können Sie auch als Live-Stream hören im SWR2 Webradio unter [www.swr2.de](http://www.swr2.de) oder als Podcast nachhören: <http://www1.swr.de/podcast/xml/swr2/wissen.xml>*

**Manuskripte für E-Book-Reader**

*E-Books, digitale Bücher, sind derzeit voll im Trend. Ab sofort gibt es auch die Manuskripte von SWR2 Wissen/Aula als E-Books für mobile Endgeräte im sogenannten EPUB-Format. Sie benötigen ein geeignetes Endgerät und eine entsprechende "App" oder Software zum Lesen der Dokumente. Für das iPhone oder das iPad gibt es z.B. die kostenlose App "iBooks", für die Android-Plattform den in der Basisversion kostenlosen Moon-Reader. Für Webbrowser wie z.B. Firefox gibt es auch Addons oder Plugins zum Betrachten von E-Books. <http://www1.swr.de/epub/swr2/wissen.xml>*

---

**Ansage:**

Mit dem Thema: Im Würgegriff der Ökonomie – Passen Geld und Geist zusammen?

Ja, sie passen zusammen, das wird gleich Jochen Hörisch belegen, Professor für Germanistik und Medienanalyse an der Uni Mannheim. Zugleich aber schränkt Hörisch ein: In letzter Zeit hat sich ein Ungleichgewicht gebildet zwischen Geist und Geld, die deutschen Hochschulen werden einseitig dominiert vom Geld, von einer neuen Ökonomie, die den Humboldtschen Gedanken ad absurdum führt. Warum, das erläutert Jochen Hörisch.

**Jochen Hörisch:**

„Herr Doktor, dass Sie so spät am Abend noch zu mir gekommen sind, rechne ich Ihnen hoch an. – Ich Ihnen auch ...“ - sagt in dem bekannten Witz der Arzt zum Kranken und macht damit auf ein Problem aufmerksam, das alle, die mit Wissenschaften zu tun haben, kennen und doch nicht recht zu lösen vermögen. Wissenschaft kostet wie auch das Gesundheitssystem, die Rechtsprechung, die Erziehung, der Sport oder die Religionsausübung Geld, mitunter sehr viel Geld, und doch lässt sich die Wahrheit, die Gesundheit oder die göttliche Offenbarung nicht kaufen. Wir rechnen es hohen Werten hoch an, dass sie ihren hohen Wert nicht direkt in Rechnung stellen. Und zugleich irritiert uns die schwer abzuweisende Intuition, dass Geld eben doch eine entscheidende Rolle spielt, wenn es um Heilung und Seelenheil, um Wahrheit und Gerechtigkeit, um Liebe und gutes Leben geht. Der Klinikbetrieb, der Internationale Gerichtshof in Den Haag oder der Universitätsbetrieb sind kostenintensiv. Ob eine Operation umso bessere Heilungserfolge bringt, je mehr sie kostet, ob ein Urteil umso gerechter ist, je teurer der Staranwalt des Angeklagten ist, ob die Forschungsergebnisse in dem Maße relevant sind, in dem sie Kosten verursachen, steht, um zurückhaltend zu formulieren, dahin. Dass es verlässliche Korrelationen nach dem Schema „je teurer, desto gesünder, gerechter, wahrer“ gibt, wird wohl niemand ernsthaft behaupten wollen. Dennoch kann man mit guten Gründen über die Unterfinanzierung etwa von Kliniken, Gerichten oder Universitäten klagen. Kurzum: Das Verhältnis von Geld und hohen Werten wie Wahrheit, Gerechtigkeit, Frieden, Heil und Gesundheit ist unrein, von zumindest latenter Peinlichkeit und eben deshalb extrem klärungsbedürftig.

Das gilt gerade auch im Hinblick auf das soziale Teilsystem Wissenschaft. Schon auf der Oberflächenebene zeigt sich immer erneut, dass die Begegnung von Geld und Wissenschaft heikel und riskant ist. Ein Dokortitel darf nicht kaufbar sein – aber man kann einem Universitätsmäzen den Titel Dr. h.c. verleihen; ein Ruf auf einen Lehrstuhl muss frei von jedem Bestechungsverdacht erfolgen – aber die Berufungskommission und das Rektorat können sich von der Aussicht beeindrucken lassen, dass der Kandidat ein paar Millionen eingeworbene Drittmittel mit sich führt. Ein wissenschaftliches Gutachten darf zwar Geld kosten, sein Inhalt sollte aber nicht kaufbar sein. Ein guter Gutachter darf sich vom deutlichen Willen seines Auftraggebers, er möge doch bitte zu diesem und nicht etwa zum gegenteiligen Schluss kommen, nicht beeindrucken lassen. Aber jeder weiß, dass jeder weiß, dass dies häufig ein frommer Wunsch ist und dass sich Expertise kaufen lässt. Der

renommierte Kunsthistoriker, nennen wir ihn Werner Spies, der zahlreichen gefälschten Gemälden ihre Echtheit zertifizierte und daran sehr gut verdiente, ist nicht mehr ganz so renommiert und hat sich bestenfalls als schlechter Kunsthistoriker, wenn nicht als bestechlich erwiesen, wenn die Fälschungen auffliegen. Ein Banker, nennen wir ihn Dirk Notheis, Deutschland-Chef der Bank Morgan Stanley, schrieb an den damaligen Ministerpräsidenten von Baden-Württemberg (CDU), sein Name ist Stefan Mappus, die klassischen Worte: „Du solltest idealerweise einen renommierten Volkswirt haben, der das Ganze (gemeint ist der Verkauf einer Energiefirma zu völlig überhöhten Preisen an das Land Baden-Württemberg) gut findet.“ (zit. nach ZEIT vom 12. Juli 2012, S. 19) Das Rendezvous von Geld und Geist, von Kapital und Wahrheit ist per se skandalträchtig. Und Skandale erfüllen mit einiger Verlässlichkeit ihre Funktion, nämlich skandalträchtiges Verhalten nun eben zu skandalisieren und also künftig möglichst zu verhindern. Alles spricht dafür, dass in der deutschen Universitätssphäre heikle Begegnungen zwischen Geld und Wissenschaft wie die soeben schematisch evozierten zwar vorkamen, aber nicht Methode waren. Heute aber haben Rendezvous zwischen Geld und Wissenschaft Methode. Sie sind gewollt, sie werden gesucht, sie sollen sein, sie werden belohnt und belobigt.

Gerade deshalb lohnt eine kurze Blickwendung weg von tabuisierten, aber ab und an episodisch sichtbar werdenden heiklen Affären zwischen Geld und Wissenschaft hin zum tiefen strukturalen Nexus von Geld und Wissenschaft. Sind Geld und Geist doch engstens verwandt. Denn die Geburt der Wissenschaft erfolgte aus dem Geist des Geldes. Es ist eben keine akausale Synchronie, also keine zufällige Gleichzeitigkeit, sondern die Zweiseitigkeit einer Münze, dass der vielbeschworene Übergang vom Mythos zum Logos, vom vorsokratischen Tiefsinn zum sokratischen Argumentieren, vom Raunen zum Analysieren, vom Staunen zur Abstraktion in eben die Epoche und die Kultursphäre fiel, die durch die Erfindung des Münzgeldes gekennzeichnet ist. Kein anderer als der genealogisch philosophierende klassische Philologe Nietzsche hat dafür eine schlagende Formel geprägt: „Preise machen, Werte abmessen, Äquivalente ausdenken, tauschen – das hat in einem solchen Maße das allererste Denken des Menschen präokkupiert, daß es in einem gewissen Sinne *das* Denken ist: hier ist die älteste Art Scharfsinn herangezüchtet worden, hier möchte ebenfalls der erste Ansatz des menschlichen Stolzes, seines Vorrangs-Gefühls in Hinsicht auf anderes Getier zu vermuten sein. Vielleicht drückt noch unser Wort ‚Mensch‘ (*manas*) gerade etwas von *diesem* Selbstgefühl aus: der Mensch bezeichnete sich als das Wesen, welches Werte mißt, wertet und mißt als das ‚abschätzende Tier an sich‘. Kauf und Verkauf, samt ihrem psychologischen Zubehör, sind älter als selbst die Anfänge irgendwelcher gesellschaftlichen Organisationsformen und Verbände: aus der rudimentärsten Form des Personen-Rechts hat sich vielmehr das keimende Gefühl von Tausch, Vertrag, Schuld, Recht, Verpflichtung, Ausgleich erst auf die größten und anfänglichsten Gemeinschafts-Komplexe (in deren Verhältnis zu ähnlichen Komplexen) *übertragen*, zugleich mit der Gewohnheit, Macht an Macht zu vergleichen, zu messen, zu berechnen.“<sup>1</sup> Soweit das Nietzsche-Zitat, soweit Nietzsches pointierte Diagnose über den engen Zusammenhang von Geld, Geist und Wissenschaft.

---

<sup>1</sup> Friedrich Nietzsche: Zur Genealogie der Moral; in: Werke in drei Bänden, hg. Karl Schlechta. München 1966, S. 811

Nietzsches Intuition, die in unterschiedlichen Ausprägungen von universitären Außenseiterköpfen wie Georg Simmel, Alfred Sohn-Rethel, Adorno, Blumenberg u. a. geteilt wird<sup>2</sup>, ist zutreffend: Der über Geld vermittelte Tausch von Äquivalenten ist die Grundfigur der Abstraktion, die Wissenschaft ausmacht. Wer tauscht, abstrahiert. Er sieht über die manifeste Ungleichheit der getauschten Güter hinweg; sie zu tauschen, ist ja nur sinnvoll, weil sie ungleich sind. Der über das Medium Geld vermittelte Tausch setzt Ungleiches gleich: diese schön bemalte Tonschale hat phänomenal nichts mit zehn Litern Wein oder einem Stück Kleidung gemeinsam – diese drei Größen sind ersichtlich nicht identisch, wohl aber wertäquivalent, gleich gültig. Die getauschten Dinge, Güter und Dienstleistungen sind nicht gleich, aber der Tausch setzt sie gleich, indem er ihre Äquivalenz erkennt. Eben dies aber tut auch der Wissenschaftler. Er erkennt, dass das, was auf der linken Seite einer mathematischen Gleichung steht, dem Wert auf der rechten Seite des Gleichheitszeichens entspricht:  $a = b$ ,  $x = 3y$ ,  $\pi = 3,14$ ,  $e = mc^2$  etc. Das gilt auch für Wissenschaften, die nicht numerisch, sondern sprachlich prozedieren. Sie erkennen Äquivalenzen zwischen einem Definiendum und einem Definiens: ein Junggeselle ist ein unverheirateter erwachsener Mann; die Wahrheit, die Tugend und der Eros sind – dies oder jenes, wie Platons Dialoge ausführen; die Renaissance ist – und es folgen Bücher mit jeweils mehreren hundert Seiten Inhalt.

Die Geburt von Abstraktion und Wissenschaft erfolgt aus dem Geist des Geldes. Beide sind genealogisch eng miteinander liiert. Dem Geist aber ist diese Verwandtschaft zumindest latent peinlich. Man spricht nicht gern darüber. Geld gilt dem Geist zumeist als ein unreines Medium: pecunia olet. Vernunft ist hingegen rein, wie der wirkungsmächtige Titel von Kants erster Kritik verspricht, *Kritik der reinen Vernunft*. Es war wiederum Nietzsche, der sich über die hypostasierte apriorisch-reine Qualität der kantischen Anschauungsformen wie der Vernunft- und Verstandesleistungen bzw. -kategorien lustig machte, als er formulierte: „Wie sind synthetische Urteile *a priori* möglich? fragte sich Kant, – und was antwortete er eigentlich? *Vermöge eines Vermögens*: Leider aber nicht mit drei Worten, sondern so umständlich, ehrwürdig und mit einem solchen Aufwande von deutschem Tief- und Schnörkelsinne, dass man die lustige *niaiserie allemande* überhörte, welche in einer solchen Antwort steckt. Man war sogar außer sich über dieses neue Vermögen, und der Jubel kam auf seine Höhe, als Kant auch noch ein moralisches Vermögen im Menschen hinzu entdeckte – denn damals waren die Deutschen noch moralisch, und ganz und gar noch nicht ‚real-politisch‘. – Es kam der Honigmond der deutschen Philosophie; alle jungen Theologen des Tübinger Stifts gingen alsbald in die Büsche – alle suchten nach ‚Vermögen‘.“<sup>3</sup> Soweit Nietzsches böser Kommentar zur deutschen Philosophiegeschichte.

Nietzsche entdeckt in Kants transzendentaler Deduktion eine *petitio principii*. Vermöge eines Vermögens sind synthetische Urteile *a priori* möglich – synthetische Urteile *a posteriori* und analytische Urteile sowieso. Nietzsches Kritik der unreinen

<sup>2</sup> Vgl. dazu Jochen Hörisch: Tauschen, sprechen, begehren – Eine Kritik der unreinen Vernunft. München 2011

<sup>3</sup> Nietzsche: Jenseits von Gut und Böse; in: Werke in drei Bänden, hg. Karl Schlechta. München 1966, S. 575

Vernunft ist bis heute für viele Wissenschaftstheoretiker verletzend. Wie schon zuvor der Kant-Kritiker Kleist, der in seinem Lustspiel *Der zerbrochene Krug* einen Richter nach dem Modell der *Kritik der reinen Vernunft* über sich selbst zu Gericht sitzen lässt, legt Nietzsche bündig die Unreinheit der reinen Vernunftkritik bloß. Die eigentliche Pointe von Nietzsches Kantkritik besteht aber darin, dass sie an den Doppelsinn des Wortes ‚Vermögen‘ erinnert. Wissenschaftler und wissenschaftliche Institutionen, die Erkenntnisvermögen entfalten, sind auf Vermögen angewiesen. Ohne Vermögen sind ihre kapitalen Leistungen nicht möglich.

Dennoch sollten wissenschaftliche Erkenntnisse nicht direkt von Vermögen, Kapital und Geld abhängig sein – und sie sind es auch nicht. Unabhängig vom Gehalt, das ein Mathematiker bezieht, soll er die Zahl Pi richtig berechnen. Es gehört zu den kapitalen Eigenschaften des Geldes, sich verwandeln zu können. „Dies Metall lässt sich in alles wandeln“, heißt es vielsagend in Goethes *Faust* über das Geld. Was in unseren Kontexten nichts anderes heißt als dies: Genealogisch gibt es engste Zusammenhänge zwischen Geld, Abstraktionsvermögen und Wissenschaft. Aber die Geltung spezifischer wissenschaftlicher Erkenntnisse und Einsichten ist nicht eins zu eins auf Geld zurückzuführen. So wenig der Preis für ein Kunstwerk seinen ästhetischen Wert anzeigen muss – war das heute 70 Millionen Euro teure Gemälde von van Gogh schlechter, als der Künstler es für einen Spottpreis herausrückte? – so wenig ist, wenn der pathetische Ausdruck noch erlaubt ist, Geist eins zu eins auf Geld zurückführbar. Ein reicher Banker kann wie Aby Warburg zum Gelehrten werden, der unabhängig von bürgerlichen Karriereabsichten und Universitätshierarchien seine kunstwissenschaftlichen Forschungen vorantreiben kann. Man mag das alte Schema Besitz- und Bildungsbürgertum, wie Fontane es etwa in seinem Roman *Frau Jenny Treibel* ausgestaltet hat, belächeln; es verweist doch darauf, dass es bei allem latent peinlichen Bewusstsein von der genealogischen und strukturalen Zusammengehörigkeit beider Sphären so etwas wie ein stolzes Eigenrecht des Geistes gab. Welches man selbstredend auch bestreiten kann, so wie es die goldenen Worte von Professor Wilibald Schmidt in Fontanes Roman es tun: „Geld ist Unsinn, Wissenschaft ist Unsinn, alles ist Unsinn. Professor auch. Wer es bestreitet, ist ein pecus. Nicht wahr, Kuh...? Kommen Sie, meine Herren, komm, Krola... Wir wollen nach Hause gehen.“<sup>4</sup>

Gerade weil das Bewusstsein der Affinität von Geld und Geist mitlief, aber nicht (es sei denn von freien Geistern wie Nietzsche) ausdrücklich thematisiert wurde, konnte sich die Wissenschaft als eine Sphäre jenseits der Ökonomie begreifen und stilisieren. Man hatte im 19. Jahrhundert und bis vor ca. zehn Jahren, also bis zur Einführung der sogenannten W-Besoldung als Professor ein ordentliches, wenn auch kein exorbitantes Einkommen, damit man über Geld nicht reden musste. Die komparative Besoldung von Professoren hat schon vor der Einführung der W-Besoldung kontinuierlich abgenommen. Ein preußischer Professor im Berlin der 20-er Jahre des 19. Jahrhunderts, ein Heidelberger Ordinarius um 1900 und noch ein Münchner Lehrstuhlinhaber der 1960-er Jahre verdiente etwa im Vergleich zu einem Studienrat deutlich mehr als ein vor wenigen Jahren neuberufener W-3-Professor in welchem Bundesland auch immer. Er verdient, um Klartext zu sprechen, ca. 2000 Euro pro Monat weniger als sein zehn Jahre zuvor berufener C-4-Kollege. Auch

4

Xxxxx 6, 459

dieser sehr profane Besoldungsaspekt sorgt dafür, dass deutsche Professoren heute sehr geldsensibel sind.

Über Geld spricht man nicht, man hat es. Das geflügelte Wort galt gerade auch für die Wissenschaftssphäre. Umso auffälliger sollte es sein, dass dies heute gänzlich anders ist: alle Uni-Angehörigen reden nur noch von Geld – aber kaum einer redet davon, dass die Universität nur noch von Geld redet. Nämlich von eingeworbenen Drittmitteln, von Prämien für die Einwerbung von Drittmitteln, von Vorfinanzierung der Antragsprosa, von Studiengebühren, von Gehaltszulagen bei Berufungsverhandlungen, von Exzellenzinitiativen und den Milliardenbeträgen, die in sie fließen, von Anlageproblemen bei Stiftungsvermögen, von tariflicher und außertariflicher Bezahlung, von Sondermitteln, von neuen Finanzierungsquellen, von Sondertöpfen, von mehr Wettbewerb um Drittmittel, von den Prämien bei der Erreichung von Zielvereinbarungen und dergleichen mehr. Selbst dort, wo die Reden über und an Universitäten nicht direkt Geld zum Thema haben, werden diese Diskurse immer geldförmiger. Man spricht über das Auf und Ab einzelner Universitäten und Institute auf dieser oder jener Ranking-list wie über das Auf und Ab von Börsenwerten. Die Ranking-list ist nach dem Modell des Ratings für Banken und Staaten entworfen – und wohl so verlässlich, so performativ, so irrationalitätsanfällig wie diese. Die Bank Lehman Brothers bekam bekanntlich noch wenige Tage vor ihrem historischen Crash von der Ratingagentur Standard & Poor die Note A+ zugesprochen.

Die vom Deutschen Hochschulverband herausgegebene Zeitschrift *Forschung & Lehre*, die aus ihrer kritischen Grundeinstellung gegenüber vielen neueren Uni-Reformen keinen Hehl macht, brachte in ihrem Heft vom Juli 2012 einen Bericht über die Ergebnisse der jüngsten Exzellenzinitiative für die deutschen Universitäten. Er beginnt mit der Feststellung: „Die Förderentscheidungen in der zweiten Programmphase der Exzellenzinitiative sind gefallen. (...) Es werden insgesamt 39 Universitäten mit 2,4 Milliarden Euro gefördert.“ (S. 553) Und er schließt mit den Sätzen: „Zum 31. Oktober 2012 endet die erste Programmphase der Exzellenzinitiative. In ihr waren 39 Graduiertenschulen, 37 Exzellenzcluster und neun Zukunftskonzepte mit einem Fördervolumen von insgesamt 1,9 Milliarden Euro bewilligt worden.“ (S. 554) Fünf Seiten weiter werden nach dieser Zahlen- und Summenaufstellung in einem Artikel unter dem seltsamen Titel „Rankingbetrachtung der Hochschulen: DFG (Deutsche Forschungsgemeinschaft)-Bewilligungen für 2008 bis 2010 insgesamt und in den verschiedenen Wissenschaftsbereichen“ (S. 559) die deutschen Universitäten in der Reihenfolge gerankt, in der sie DFG-Drittmittel eingeworben haben. Das sieht dann so aus: DFG-Bewilligungen insgesamt: 1. Aachen 278,1 Mio, 2. München LMU 263,7 Mio, 3. Berlin FU 250,8 Mio etc. Für die Geistes- und Sozialwissenschaften sieht die: 1. Berlin FU 94,6 Mio, 2. Berlin HU 55,7 Mio, 3. Münster U 50,2 Mio etc. Und so geht's weiter auch für die Lebens-, Natur- und Ingenieurwissenschaften, jeweils bis zur Position 40.

Wer unter all denen, die an Universitäten forschen, lehren und studieren, wird Einwände gegen soviel Zuwendungen haben, zumal dann, wenn diesen monetären Zuwendungen auch emotionale Zuwendung entspricht? Dass die chronisch unterfinanzierten deutschen Universitäten neben Geld auch öffentlich-mediale Aufmerksamkeit erhalten, ist schmeichelhaft, tut gut und bereitet Freude. Doch

bekanntlich hat alles und haben noch Geld und geldgesteuerte Aufmerksamkeit ihren Preis. Und der ist hoch, so hoch, dass er in einem buchstäblichen Sinn sprachlos macht. Denn alle reden über Geld, nicht aber über die Themen und Probleme, die mit dem neuen Geldsegen analysiert werden. Um Missverständnisse zu vermeiden: alles spricht dafür, dass etwa die Erforschung des Higgs-Teilchens am Cern in Genf nur als teure und aufwendige Verbundforschung möglich und sinnvoll ist. Allerdings lohnt auch hier der Hinweis, wie preiswert die bahnbrechende Postulierung der Existenz dieses Teilchens durch den namengebenden Physiker Peter Higgs im Jahr 1964 war. Kein im weiten Reich der Natur- und Ingenieurwissenschaften Inkompetenter (wie der gegenwärtige Redner) und erst recht kein Kompetenter bestreitet ernsthaft, dass die einschlägige Forschung nur im kostenintensiven Großverbund möglich ist. Bemerkenswert ist, dass hier tatsächlich – gemäß dem geflügelten Wort von Exbundeskanzler Kohl ‚Wichtig ist, was hinten raus kommt‘ – eine Korrelation von Investment, Resultat und öffentlicher Aufmerksamkeit gegeben ist. Die Entdeckung des Higgs-Teilchens ist ein frisches Beispiel dafür.

Hochgradig fraglich aber ist, was sich bei einem nur ein wenig längeren Blick auf die Sozial- und Geisteswissenschaften darbietet. Sie richten sich, halb willig, halb durch Vorgaben genötigt, zunehmend an der Forschungskultur der Naturwissenschaften aus (wie Publikation in sogenannten A-Journals, Abschied von Monographien, Abwendung von der Einzelforschung, Tendenz zur Verbundforschung etc.). Mit durchschlagendem bzw. eben hochgradig zweifelhaftem Erfolg. Als das Kriterium schlechthin für erfolgreiche sozial- und geisteswissenschaftliche Forschung gilt nämlich auch hier – fast schon scheint’s selbstverständlich zu sein – die Einwerbung von Drittmitteln. Die einschlägigen Zuteilungen und Zahlen werden in der scientific community erstrangig kommuniziert: an der Universität x gibt es nun einen SFB mit einer Ausstattung von soundsoviel Millionen, an der Universität y werden gleich drei Graduiertenkollegs mit einem Volumen von soundsoviel Millionen eingerichtet, die Universität z ist bei der Exzellenzinitiative nicht zum Zug gekommen etc. Eine ähnliche geldgeleitete Aufmerksamkeit wie für diese Makroebene gibt es auch für die Meso- und Mikroebene. Dieser oder jener Fachbereich ist in diesem oder jenem Universitätsranking von Platz siebzehn auf Platz dreizehn aufgestiegen bzw. abgestiegen, weil er mehr bzw. weniger Drittmittel eingeworben hat; dieser oder jener Forscher ist ein guter bzw. mäßiger Forscher, weil er erfolgreich bzw. erfolglos Antragsprosa verfasst und Sammelbände herausgibt bzw. nicht herausgibt. Und genau dies ist die crux: was dieser Forscher außer Antragsprosa und Sammelband-Vorworten, in denen dann bis zum Abwinken die mantraförmige Standardwendung vorkommt ‚Unser Projekt, Verbund, Kolleg, SFB ist gut aufgestellt‘, noch verfasst und publiziert, spielt schlicht keine Rolle mehr. „Gut aufgestellt“ ist die Standardwendung der heutigen Unisprache, eine unfreiwillig wunderbare Wendung. Denn sie erinnert an Potemkinsche Dörfer, die ebenfalls gut aufgestellt waren und sofort umfielen, wenn man ihre Kunstfassade berührte. Umgekehrt heißt das aber auch: Wer wirklich gut dasteht, wer als junger Privatdozent ein geniales oder grundstürzendes Buch verfasst hat, aber das Pech hat, an einer Provinzuniversität zu lehren, wird ausgeblendet. Die Universität vernachlässigt ihre beste Ressource systematisch. Und das ist die Aufmerksamkeit für Außenseiter, die wirklich Neues zu sagen haben.

Man muss sich diese dramatische Verschiebung illusionsfrei vor Augen führen: Die Ökonomie des Geldes stimmt in offiziellen, öffentlichen universitären Gefilden

weitgehend, zumeist sogar völlig mit der Ökonomie der Aufmerksamkeit überein. Umgekehrt formuliert: Die universitäre Ökonomie der Aufmerksamkeit ist fast gänzlich auf die Ökonomie des Geldes fokussiert – und dort, wo sie es nicht explizit ist, verfährt sie nach der Logik des Geldes. Man muss sich vergegenwärtigen, wie dramatisch diese Verschiebung ist. Vor zwei Jahrzehnten erschien im Suhrkamp Verlag ein von Peter J. Brenner herausgegebener, auch heute noch mit großem Gewinn zu lesender Sammelband unter dem Titel *Geist, Geld und Wissenschaft*.<sup>5</sup> An ihm fällt auf, dass – dem Titel zum Trotz – die Überzahl der dreizehn Beiträge nicht vom Geld handelt, sondern – dem Untertitel verpflichtet – von *Arbeits- und Darstellungsformen von Literaturwissenschaft*, z. B. von Problemen wissenschaftlicher Editionen, vom Rezensionswesen, von Monographien in Geistes- und Naturwissenschaften oder von der Rolle der Gutachten im Wissenschaftsprozess. Nur das Vorwort und der Beitrag des Herausgebers Peter J. Brenner selbst beschäftigen sich ausdrücklich mit der Funktion von Geld im (zumal geisteswissenschaftlichen) Universitätsbetrieb. Der Herausgeber, der das Wort ‚Geld‘ übrigens systematisch in Anführungszeichen setzt, lag sicher nicht falsch, als er vor zwanzig Jahren formulierte: „Von zentraler Bedeutung für die neuere Entwicklung ist der konstituierende Einfluß des ‚Geldes‘ als eines Mediums der Wissenschaftssteuerung. (...) Die Akquisition von ‚Geld‘ wird zu einer entscheidenden Voraussetzung für die Durchführung von Forschung; die Verteilung und Verwaltung der Gelder wird zugleich zu einem Problem, das immer stärker ins Zentrum wissenschaftlicher Tätigkeit rückt und diese wiederum umformt.“<sup>6</sup> Der von Brenner herausgegebene Band macht in der Tat die Probe auf die Hypothese, wonach Geld und Geist auch damals noch, also zu Beginn der neunziger Jahre des 20. Jahrhunderts, ihre Rendezvous als peinlich empfanden. Denn die Beiträge weigern sich hartnäckig, ‚Geld‘ nicht in Anführungszeichen zu stecken und offen über Geld zu reden – also das zu tun, was heute die akademische Üblichkeit schlechthin ist. „Die Beziehung von ‚Geld‘ und ‚Geist‘ wird offensichtlich immer noch (also im Jahr 1993, J.H.), wie in den Romanen des 19. Jahrhunderts, als ein illegitimes Verhältnis betrachtet und entsprechend tabuisiert, obwohl es zu den strukturprägenden Komponenten einer jeden wissenschaftlichen Disziplin gehört.“<sup>7</sup>

Um zu ermessen, was sich zwischen 1993 (um vom neunzehnten Jahrhundert zu schweigen) und 2012 verändert hat, genügen drei Hinweise. Der erste verweist auf die bekannte authentische Anekdote, derzufolge der ebenso berühmte wie umstrittene Systemtheoretiker und Soziologe Niklas Luhmann nach seiner Berufung an die Universität Bielefeld einen Fragebogen vorgelegt bekam, auf dem er seine Forschungsprojekte auflisten sollte. Luhmanns Antwort ist mittlerweile legendär. Forschungsgegenstand: Theorie der Gesellschaft; Laufzeit: 30 Jahre; notwendige Zusatzmittel: keine. Luhmann hat sein Forschungsprogramm mit frappierender Verlässlichkeit umgesetzt. Selbst seine Gegner und kritischen Kollegen können nicht umhin, seine Werke, nein: sein Werk zur Kenntnis zu nehmen. Diskussionen über Luhmanns dies- und -jenseits aller Drittmittel entstandene Systemtheorie sind mit

<sup>5</sup> Peter J. Brenner (Hg): *Geist, Geld und Wissenschaft*. Ffm 1993

<sup>6</sup> Peter J. Brenner: *Das Verschwinden des Eigensinns – Der Strukturwandel der Geisteswissenschaften in der modernen Gesellschaft*; in: wie zuvor, S. 37f.

<sup>7</sup> Peter J. Brenner: *Einleitung – Die ‚Lebenswelt‘ der Literaturwissenschaft als Forschungsgegenstand*; in: wie zuvor, S. 13

allen auch nur einigermaßen anspruchsvollen humanwissenschaftlichen Kollegen möglich, ja kaum zu vermeiden.

Womit schon der zweite Hinweis gestreift ist: die real überhaupt noch stattfindenden Fachdebatten, und die disziplinübergreifenden sowieso, sind nach wie vor und aus gutem Grund eben nicht auf hochrangige bzw. hoch gerankte Drittmittelprojekte, sondern auf Einzelforschung fokussiert.<sup>8</sup> Sie laufen völlig konträr zur Ranking- und Drittmittel-Aufmerksamkeit. Man rezipiert und diskutiert in den Humanwissenschaften, wenn man denn überhaupt noch rezipiert und diskutiert und nicht ausschließlich Ranking-lists studiert, Antragsprosa verfasst oder in Gremien sitzt, die Drittmittel einwerben sollen, die Bücher von Jan und Aleida Assmann, von Hans Blumenberg, von Karl-Heinz Bohrer, Norbert Bolz, Jacques Derrida, Michel Foucault, Hans-Ulrich Gumbrecht, Reinhard Koselleck, Martha Nussbaum, John Rawl, Saskia Sassen, Richard Sennett, Peter Sloterdijk oder Hans-Ulrich Wehler, um nur sie zu nennen. Mit diesen Namen verbinden sich anders als mit Drittmittelsammel- bzw. -stammelbänden distinkte Thesen und trennscharfe Theorien. Bei auch nur einigermaßen ehrgeizigen Zeitgenossen kann man noch voraussetzen, dass diese Namen geläufig sind und ihre zumeist drittmittelfrei entstandenen Werke zur Kenntnis genommen werden. Der harmlose und ja nicht bösartige umgekehrte Test aber geht mit irritierender Regelmäßigkeit übel aus. Wer Fachkollegen (um von Vertretern benachbarter Fächer und der interessierten Öffentlichkeit gnädig zu schweigen) nach den Resultaten, Thesen und Diskussionen um kostenintensive, hochgerankte und investitionsstarke Drittmittel fragt, erhält fast immer ein peinliches Schweigen als Antwort. Was denn dieser Sonderforschungsbereich, dieses Exzellenzcluster und dieses Graduiertenkolleg inhaltlich in die Waagschale zu werfen habe, welche grundstürzenden neuen Hypothesen sich bewährt haben oder falsifiziert wurden, welcher erregende neue Theorieansatz sich durchzusetzen beginne – Fragen wie diese verhallen unerhört, wenn sie denn überhaupt erwartungsfroh gestellt werden, was bezeichnender Weise selten genug der Fall ist. Wenn es denn Antworten gibt, so lauten diese, man habe x Promotionen betreut, viele S(t)ammelbände publiziert und sei dabei, einen Antrag auf weitere Förderung auszuarbeiten. Bestenfalls kommt die Antwort, man arbeite am siebenunddreißigsten turn – am pictorial, spatial, postcolonial oder transscriptural turn. Sobald man langsam gereizt nachfragt und darauf insistiert, es müsse doch sachlich-fachlich etwas trennscharf Benennbares bei diesen kostenintensiven, also offenbar hochrangigen Projekten herausgekommen sein, erntet man seinerseits Gereiztheit.

Dem entspricht ein dritter Hinweis: Bei Berufungsverhandlungen geht es naturgemäß auch und häufig in erster Linie um Geld. In der Regel werden heute Zielvereinbarungen zwischen der Universität und dem bzw. der Neuberufenen getroffen, für deren Erreichung es Zulagen zum verfassungswidrig<sup>9</sup> mäßigen W-Grundgehalt gibt. An erster Stelle der Zielvereinbarung steht regelmäßig die Einwerbung von Drittmitteln, an zweiter zumeist die Übernahme von Funktionsstellen wie Dekan oder Prodekan für Lehre, an dritter Stelle häufig der output an

<sup>8</sup> Darauf macht Martin Seels Essay eindringlich aufmerksam: Lob der Einzelforschung – oder: Auszüge aus dem Wörterbuch des universitären juste milieu<sup>8</sup>; in: Neue Rundschau 2/2006

<sup>9</sup> BVerfG, Urteil vom 14. Februar 2012, Az. 2 BvL 4/10

Doktorandinnen oder ähnliches. Ein Kopf wie Luhmann fiel hier durch alle Raster. Denn das, was zum eigentlichen Stolz human-, sozial- und geisteswissenschaftlicher Aktivitäten zählte, kommt in diesen besoldungsrelevanten Zielvereinbarungen schlicht nicht mehr vor: ein wahrnehmbares Werk, ein über Fachgrenzen hinaus diskutiertes Werk, ein in einem renommierten Publikumsverlag veröffentlichtes Werk. An vierter Stelle kommt dann der weitere Ruf, der aber zumeist nur erfolgt, wenn man die vorher gelisteten Kriterien erfüllt, also Geld eingeworben hat. Das neue Leitbild des Wissenschaftlers ist nicht der produktive Forscher und auch nicht der wenn nicht charismatische, so doch anregende akademische Lehrer, sondern der kaufmännisch kalkulierende Wissenschaftsmanager.

Um es in aller Klarheit zu sagen: diese Reihung von Kriterien, die zur Besoldungsverbesserung führen, hat wie der Ranking-Wahn und der ihm eng liierte Drittmittelwahn Methode. Jeder, aber auch jeder universitäre Forscher kann aus den letzten Jahren von der Versuchung berichten, sich diesem oder jenem Thema zuzuwenden, nicht weil es sein leidenschaftliches Forschungsinteresse weckt, sondern weil dafür erhebliche Fördermittel zur Verfügung gestellt werden. Nicht mal den Antragsteller selbst fasziniert die forschungsadministrativ vorgegebene, in jeder Hinsicht korrekte Fragestellung und der vorgeschriebene Forschungsrahmen (das Projekt muss in Kooperation zwischen den Fächern xyz und Universitäten aus dem abc-Raum erfolgen), aber er braucht zur Steigerung seiner Einkünfte und seines Renommés nun eben – mehr Geld und nicht ein Werk. Wie sich unter solchen Umständen kritikimmune, homogene und unkonturierte Cluster (auf gut deutsch: Klumpen) bilden, lässt sich vielfach illustrieren. Forschungsmanager, die diesen klumpenbildenden Unsinn vorantreiben, machen sich willentlich und wissentlich schuldig an einer fatalen Abwärtsspirale bei der wissenschaftlichen Produktivität und Innovation, die sie als erfolgreichen Wettbewerb verkaufen.

Früher war alles besser? Wer so fragt, muss mit ‚nein‘ antworten, sonst macht er sich unmöglich. Und in der Tat: von der Universität vor 1968 und vor der Bologna-Reform galt fast so stark wie von der katholischen Kirche der Spruch, sie sei „semper reformanda“. Dennoch stimmt es, dass die Universität in einem entscheidenden Punkt besser war als die heutige. Sie hatte nämlich im humanwissenschaftlichen und wohl nicht nur im humanwissenschaftlichen Bereich selbstbewusste Kriterien, an denen sich die Qualität von Wissenschaft bemessen ließ: Eigensinn, persönlich zurechenbare Verantwortungslogiken und eine häufig konkurrenz- und neidvolle Aufmerksamkeit für die thematisch-inhaltliche Resonanz, die ein Werk auslöste. Garantiert wurde diese Qualität durch die vielbemühte und tatsächlich gegebene Einsamkeit und Freiheit des Forschers. Wer diese Pfunde missbrauchte, wer etwa großordinaral auftrat, aber sachlich-fachlich nichts in die Waagschale zu werfen hatte außer das Prestige seines Titels, der musste mit Kritik, Spott oder mangelnder Aufmerksamkeit rechnen. „Unter den Talaren Muff von tausend Jahren.“ Noch diese freche Formulierung zieht ihren Elan aus dem Blick unter die textile bzw. textuelle Oberfläche. Sie will die nackte Wahrheit erkennen. Heute ist sie unter den roten/blauen, gelben und grünen Kreisen des CHE-Hochschulrankings, unter den Glanzbroschüren von Universitäten und Drittmittelgebern und unter einem Zahlenwerk begraben. Es wird Zeit, die alte kluge Kinderfrage nach des Kaisers neuen Kleidern bzw. nach den neuen Kleidern der Bologna-reformierten Universität in aller pubertären Schärfe zu stellen.

\*\*\*\*\*

**\* Zum Autor:**

Jochen Hörisch, geb. 1951, studierte Germanistik, Philosophie und Geschichte in Düsseldorf, Paris und Heidelberg. Nach der Promotion 1976-88 Assistent bzw. nach der Habilitation (1982) Privatdozent und Professor (C 2) an der Universität Düsseldorf. Seit 1988 Ordinarius für Neuere Germanistik und Medienanalyse an der Universität Mannheim. Längere Gastprofessuren 1986 an der Universität Klagenfurt, 1993 am CIPH und der ENS in Paris, 1996 in Charlottesville (USA/Virginia), 1999 in Princeton (USA), 2002 in Bloomington (USA/Indiana). Rundfunk- und Fernsehsendungen zu kultur- und medienanalytischen Themen.

**Bücher (Auswahl):**

- Man muss daran glauben: Die Theologie der Märkte. (Erscheint im Mai 2013). Wilhelm Fink.
- Bedeutsamkeit – Über den Zusammenhang von Sinn, Zeit und Medien. Hanser. 2009.
- Tauschen, Sprechen, Begehren – Eine Kritik der unreinen Vernunft. Hanser. 2011.